

Katastrophentourismus - vom Gaffer zum Helfer?

Wolf R. Dombrowsky

KFS, Katastrophenforschungsstelle, Christian-Albrechts-Universität Kiel, Olshausenstr. 40, 24098 Kiel

Die Szenen sind vertraut: Staus auf der Gegenseite bei Autobahnunfällen, Menschentrauben bei Bränden, applaudierende Zuschauer an den Spundwänden in Köln beim Übertritt des Hochwassers im Dezember 1993. Gelegentlich berichten Helfer noch ganz anderes. Von Unfallgaffern, die genüsslich Eiskrem schlecken (Bad Dürreim, Busunglück), von Katastrophentouristen, die es sich auf mitgebrachten Campinghockern bequem machen, von ganzen S-Bahnzügen, die die Fahrt verlangsamen, um Gelegenheit zum Schauen und filmen zu geben (Bombenexplosion, Berlin, Pettenhoferstr.1994), von Videoamateuren, die Einsatzkräfte behindern oder sogar zur Seite drängen, um Opfer und Sterbende aus unmittelbarer Nähe filmen zu können. Dieter Stratmann, Landesfeuerwehrarzt in Minden/Westf., berichtete gar von Einsätzen, bei denen die Feuerwehr wegen aggressiver Gaffer unter Polizeischutz arbeiten mußte (zit. nach WESER KURIER Nr. 127 vom 09.07.1994:25).

Im Rettungsdienst wie im Katastrophenschutz beklagen Helfer die zunehmende Verrohung der Sitten. Immer weniger Menschen, so der Eindruck, leisten Hilfe (vgl. Stratmann, WESER KURIER Nr. 127 vom 09.07.1994:25)); im Gegenteil, immer mehr verharren immer öfter in der Zuschauerrolle. Zunehmend häufiger aber überschreiten auch bisher passiv Zuschauende ihre Rolle hin zum Akteur, der das Geschehen vor Ort beeinflusst. In den meisten Fällen ergibt sich die Beeinflussung ungeplant und ungewollt. Neugierige, auf ihr Verhalten angesprochen, versuchen, sich mit Standardfloskeln: "Das hab' ich nicht gewollt...", oder: "Ich wollte doch bloß gucken...", zu entschuldigen. Sie fühlen sich ertappt und entsprechend unbehaglich. Offenbar ist das normative Muster "schicklichen Verhaltens" bei Notlagen im großen und ganzen noch wirksam. An den Rändern aber finden sich immer mehr, die die Kalamitäten anderer zu eigenen Zwecken nutzen und dabei auch negative Effekte in Kauf nehmen oder sie sogar gewollt und geplant herbeiführen.

Fälle, in denen Neugierige die Zufahrtswege zuparken und hindernd im Wege stehen, ärgern die Einsatzkräfte nicht nur bei spektakulären Ereignissen. Selbst bei

Bränden und Unfällen des Alltagsgeschäfts, sogar zwischen Mitternacht und Morgen, tummeln sich Sensationssüchtige, hängen sich Schaulustige wie Kletten an die Einsatzfahrzeuge. Nach einer Untersuchung der Bundesanstalt für das Straßenwesen (BASt) kommen allein auf jeden der 2,3 Millionen Verkehrsunfälle pro Jahr zwischen 16 und 26 Zuschauer, bei größeren Ereignissen strömen entsprechend mehr. Daß jedoch immer öfter in die Dramaturgie der Abläufe eingegriffen und dem Gang der Dinge "nachgeholfen" wird, kennzeichnet eine neue Qualität. So wird in lawinengefährdeten Gebieten mit Schneebällen oder Steinen geworfen, wurden während der Flußhochwasser an Rhein und Neckar 1993 an verschiedenen Stellen Sandsäcke herausgezogen und Spundwände gelockert, wurde am Kamm eines absturzgefährdeten Hanges bei Kröv an der Mosel durch Springen und Lostreten von Gesteinsbrocken versucht, den Absturz willentlich auszulösen. (Am 23.05.1992 ist der Hang dann aus Sicherheitsgründen durch gezielte Sprengung zum Abrutsch gebracht worden.)

Kein Wunder also, daß inzwischen die Mehrheit der Einsatzkräfte ein hartes Vorgehen gegen Gaffer und behindernde Neugierige befürwortet. Die nach dem Massenaufmarsch Schaulustiger während des Rhein-Hochwassers von Kölns Regierungspräsident Franz-Josef Antwerpes aufgeworfene Forderung nach schärferen Gesetzen, mit denen Neugierige vor Ort zur Hilfe zwangsverpflichtet, oder, wenn alles nichts fruchtet, auch vorläufig aus dem Verkehr gezogen werden können, stieß auf unverhohlenen Zuspruch.

Ob es tatsächlich neuer, schärferer Gesetze bedarf, ist unter Juristen umstritten. Zwar droht allein Rheinland-Pfalz Neugierigen, die sich nach Aufforderung nicht von einem Unfallort entfernen, ein Bußgeld von bis zu 10.000 DM an, doch bieten die Feuerwehr- und Katastrophenschutzgesetze der Länder, aber auch die Gesetzgebung im Bereich Aufrechterhaltung öffentlicher Sicherheit und Ordnung längst umfangreiche Handhabe. Auch andere Gesetzgebungen lassen sich reglementierend nutzen. Bei dem schon erwähnten Busunglück auf einem Autobahnzubringer bei Bad Dürkheim, Schwarzwald, im September 1992, bei dem 20 Tote und 36 Schwerverletzte geborgen werden mußten, verfolgten Hunderte Schaulustiger die Rettungs- und Bergungsarbeiten von einer nahegelegenen, öffentlich nicht zugänglichen Waldwiese aus. Mehr als Hundert erhielten damals einen Bußgeldbescheid wegen Verstoßes gegen die STVO oder gegen den Natur- und Umweltschutz. Bis auf wenige noch laufende Einspruchsverfahren haben inzwischen alle 120 DM an die Staatskasse überwiesen (vgl. Maußhardt 1994). Doch können Bußgelder oder

andere Zwangsmaßnahmen die Lösung sein? Und wie lautet überhaupt das Problem, für das man vor allem rigorose Lösungen sucht?

Beide Fragen deuten an, daß ich weder mit den inzwischen vorherrschenden Problemdefinitionen noch mit den "Lösungsvorschlägen" der vereinten Gesetzesverschärfer einverstanden bin. Ich halte den Ruf nach schärferen Gesetzen für kontraproduktiv; die Gründe sollen Schritt für Schritt entwickelt werden:

Der erste Schritt: Was bewirken Gesetze?

Man muß kein Soziologe sein, um ziemlich schnell antworten zu können: Nichts! Gesetze bewirken nichts, weil sie nichts anderes sein können, als fixierte Beschreibungen normativer Praxis. Die Rechtspraxis bewirkt, ob die sie umrankenden Fixierungen das Gültige als Geltendes abbilden, oder ob die Praxis (wie z.B. im Bereich Abtreibung) seit Jahrzehnten die Fixierungen nasweist. Das Gültige, das "in Gebrauch befindliche", ist nur phasenweise mit dem Geltenden, dem "in Kraft befindlichen", identisch und synchron. Der Wandel des Gebrauchs entkoppelt von der Statik des Fixierten; Mores und Leges sind zweierlei und gelegentlich durch tiefe Kluften getrennt. Die Praxis, oder präziser und auf den lebenspraktischen Punkt, der tägliche Vollzug oder Nichtvollzug entscheidet darüber, ob Gesetze nicht nur gelten, sondern auch gültig sind. So wie der Zahlungsverkehr einer Zahlungsmoral bedarf, bedarf auch das Gesetz eines Gerechtigkeitsgefühls. Ohne ein solches moralisches Unterfutter verkommen Gesetze zur Verfahrenskunst und alsbald zur verführenden Künstlichkeit. Dann schlägt die Stunde des Lynch oder der Verkommenheit.

Lange Rede, kurzer Sinn: Die Identität von Geltung und Gültigkeit stellt sich im alltagspraktischen Vollzug. Doch ist Exekutive nicht auf Polizei beschränkt - ein folgenschwerer Irrtum arbeitsteilig organisierter Gesellschaften. Mores lassen sich nicht delegieren, sondern nur leben. Nicht gelebte Normen machen die Polizei erst zum Don Quichotte und dann zum Popanz. Jeder Polizist kann inzwischen ein schmerzlich' Lied davon singen. Doch genau diese Polizei wollen nun einige Oberkatakrophenschützer, nach den Vollzugsdebakeln von Leges ohne Mores in den Bereichen Kernkraft, Drogen, Kleinkriminalität, in ein neues Debakel hetzen: Den Vollzug von Prosozialität. Welch' ein soziales Unverständnis!

Der zweite Schritt: Vollzug von Leges.

Wenn man sich vorzustellen versucht, was beim Massenansturm von Neugierigen und Schaulustigen eigentlich vollzogen werden soll, muß man geflissentlich auch hier zwischen Mores und Leges unterscheiden. Den Mores-Aspekt, der ja im zweiten Schritt abzuhandeln gewesen wäre, bekommt man recht schwer zu fassen. Er definiert sich an der Oberfläche als Verkehrung menschlicher Qualität. Zum Vorschein kommt ja das genaue Gegenteil von Hilfe und abstandhaltendem Anstand, also das Gegenteil von - fachchinesisch - "Prosozialität": Verweigerte Hilfe und anti-oder asozialem Verhalten. Gründe zum Einschreiten, mithin. Wogegen aber schreitet die arbeitsteilig bestellte Exekutive ein, wenn das Geltende bei den Bestallenden immer weniger gültig ist und keine Gefolgschaft, also keine moralische Exekution mehr stattfindet? Schon intoniert die Polizei abermals ihren Schicksals-Hit: "Ich steh' im Regen...". Weniger ironisch: Die Polizei vollzieht Leges, derweil Mores an Gültigkeit verlieren. Die Folge: Tiefe Verunsicherung und Unverständnis auf der einen, Ablehnung und aufkeimende Feindschaft auf der anderen Seite.

Wem das Atmosphärisch-Psychologische zu wenig handfest ist, der schaue auf die numerische Seite des Zusammenhangs. Auch wenn die im folgenden wiedergegebenen Zahlen auf teilweise stark abweichenden Schätzungen beruhen, (niemand zählt die einströmenden Neugierigen), sind sie für meine Argumentation dennoch aufschlußreich: Den Untergang der "Herald of Free Enterprise" am 06. März 1987 im Hafen von Zeebrügge, bei dem 134 Menschen den Tode fanden, sollen in den darauf folgenden zwei Wochen mehr als 150.000 "Katastrophen-Touristen" besucht haben. Auch deutsche Busunternehmen boten, z.B. von Bremen aus, Kaffeefahrten zum Unglücksort an. Der Tanklastwagen-Angriff auf Herborn, der am 07. Juli 1987 sechs Häuser in Schutt und Asche legte, animierte allein in den ersten drei Wochen nach dem Unfall rund 100.000 Menschen zu einem Trümmerrundgang. An Wochenenden brachten auch hier die sogenannten "Katastrophen-Touristen" den Verkehr zum Zusammenbruch. In Köln, während des inzwischen mehrfach zitierten Rheinhochwassers zur Jahreswende 1993/94, pilgerten an den Wochenenden Zehntausende und an jedem Wochentage Tausende in Richtung Altstadt. Die Stelzenwege für die Hochwasserbetroffenen brachen an manchen Stellen unter der Last der Schaulustigen zusammen. Pfiffige Bootsbesitzer boten gegen Bares Rundfahrten durch's Katastrophengebiet an. Selbst wenn man annimmt, daß der Umfang von den Schätzenden aufgebläht wird, um die Bedeutung des Problems zu unterstreichen, sollen die dennoch beträchtlichen Zuschauermassen von der Polizei oder von Einsatzkräften unter Kontrolle gebracht werden?

Eine erheiternde Vorstellung. Wenn man bedenkt, daß zu den Höhepunkten der Anti-Atom-Bewegung, bei den Demonstrationen gegen Brunsbüttel, Grohnde und Kalkar, jeweils zwischen 5000 und 15.000 Polizisten im Einsatz waren, dann wird man mühelos ermessen können, was die Kontrolle von Katastrophen-Touristen in der Größenordnung von Zeebrügge, Herborn oder Köln abverlangen würde. Ist das leistbar? Und ist der Weg wünschenswert, Hilfe unter Polizeischutz ablaufen zu lassen, gar, die bei Unfällen und Katastrophen auftauchenden Menschen als potentielle Straftäter wahrzunehmen und zu behandeln? Die Einsatzkräfte und ihre Führungen wissen längst, daß eine konfrontative, gesetzlich sanktionierende Intervention nicht leistbar ist. Volker Behnke vom Innenministerium Niedersachsen nennt einen schlichten Grund: "Die Beamten haben beim Einsatz dazu keine Zeit" (zit. nach WESER KURIER Nr. 127 vom 09.07.1994:25). Zeit ist natürlich nur ein Äquivalent für Kapazität. Bei gegebenen Einsatzkräften ist mehr nicht zu schaffen.

Der dritte Schritt:

Nehmen wir an, der von Antwerpes geforderte und von einer deutlichen Mehrheit begrüßte Weg einer Gesetzesverschärfung würde trotz mangelnder Kapazitäten beschritten. In letzter Konsequenz führte er dazu, Neugierige und Schaulustige zu kriminalisieren. Das Verheerende daran aber wäre nicht, daß Bußgelder bezahlt oder gar Straftatbestände geschaffen würden, sondern daß diese Art der gesetzlichen Normierung eine Scheidelinie zwischen "Gut" und "Böse" herbeiführt, die nur als Anstiftung zum sozialen Unfrieden bezeichnet werden kann. Was steht denn zu Regulieren an? Haben wir es mit potentiellen Einbrechern, Vergewaltigern, Körperverletzern oder anderen Spitzbuben zu tun? Handelt es sich in diesem Sinne überhaupt um "kriminelle Energie" und ist sie individuell zuzuschreiben? Oder handelt es sich bei all den Neugierigen, den Katastrophen-Touristen und Schaulustigen, um ein Problem, das vielmehr Energien aufrührt, die grundsätzlich menschlich sind?

Der vierte Schritt: Antriebsenergien.

Was, so wäre zu fragen, treibt die Schaulustigen, Neugierigen und Katastrophen-Touristen eigentlich zu den Orten des Geschehens? Die bislang gebotenen Erklärungsansätze wurzeln überwiegend in psychologischer und physiologisch-medizinischer Theorie. Die Mediziner nennen die übersteigerte Gier nach optischen Reizen Skopophilie, die Psychologen sprechen von Voyeurismus. Beide Begriffe deuten in Richtung Pathologie; wenn die Gier nicht mehr zu kontrollieren ist, denken die Psychologen in Richtung Perversion, wenn sie um sich greift und zu

einem Massenphänomen wird, sprechen die Mediziner von Seuche. Im Alltag greift man diese Bilder gern auf. Schaulust erscheint in der Tat epidemisch ansteckend zu sein.

Sigmund Freud hatte in seiner Abhandlung über die sexuellen Abirrungen (1905) Voyeurismus als normal bezeichnet, sofern sich das lustvolle Schauen als Reizsteigerung verstehe, dem alsbald die Tat, die Erreichung des "normalen Sexualziels" folge. Dort aber, wo die Schaulust zum Selbstzweck, gar zum einzigen Sexualziel werde, müsse von Perversion gesprochen werden. Wohlgermerkt, Freud schrieb über das Sexuelle und die auf ein Sexualobjekt bezogene Schaulust. Die Abkehr vom Normalen, das Perverse also, ergibt sich für Freud nur dort, wo nicht mehr der Vollzug des Sexuellen mit einem Partner gesucht wird, sondern die Befriedigung der Schaulust, (in welcher Form auch immer), zum alleinigen Sexualziel wird.

Die Frage nun, warum Schaulustige bei Unfällen und Katastrophen "Voyeure" geheißen werden, läßt sich in dem von Freud betrachteten Zusammenhang menschlicher Sexualbindungen nicht beantworten. Mit seriösen Argumenten wird man wohl kaum belegen können, daß es sich hierbei um ein vom Partner abgelöstes Sexualziel oder um die Befriedigung einer sexuellen Begierde handelt. Was aber bleibt vom Voyeurismus, wenn seine sexuellen Motive fehlen? Schaulust als motivloser Selbstzweck, Gucken um des Guckens willen? Wäre dann Fernsehen nicht wirkungsvoller und obendrein bequemer?

Ähnliches dürfte auch für die übersteigerte Gier nach optischen Reizen, die Skopophilie, gelten. Ginge es wirklich nur um optische Reize um ihrer selbst willen, spielten die Orte und Umstände keine Rolle, sondern allein Anzahl und Intensität. Letztlich könnten es auch abstrakte Reize, Muster, Lichtblitze, Farbabfolgen o.ä. sein. Auch hier scheint vollkommen die Tatsache übersehen zu werden, daß Menschen soziale Wesen sind. Die Reize, die auf uns einströmen, werden nach kulturellen Erfordernissen gefiltert, interpretiert und (zumeist) in zweckhaftes und zweckmäßiges Reagieren umgesetzt (anders hätte die Gattung gar nicht überleben können). Insofern stellt Skopophilie eine Krankheit dar, weil der gesunde Mensch eher die Reizfülle reduzieren und nach Wichtigkeit hierarchisieren muß.

Umgekehrt wird ein Schuh daraus. Ohne Reize verkümmert unser Gehirn, sie sind überlebenswichtig. Je mehr Reize, desto mehr Verknüpfungen. Unser Nervensystem braucht Reiznahrung als "Spielmaterial" der Selbstorganisation (und manche Gehirnforscher interpretieren Träume in diesem Sinne). Doch wissen wir auch, daß kein

Spiel ohne Regeln und keine Selbstorganisation ohne Ziel-Mittel-Kalküle verläuft. Was immer auch geschieht, es vollzieht sich in einem bezugnehmenden Muster, in der Orientierung auf Um- und Mitwelt. Von daher dürfte es für die zu Unfällen und Katastrophen eilenden Schaulustigen weit eher um bestimmte Beziehungsmuster und spezifische Orientierungen gehen als um die (übersteigerte) Gier nach Reizen.

An dieser Stelle könnte man zur Sache selbst kommen - zu den Motiven und Gründen der Schaulust und der Neugier von Gaffern und Katastrophen-Touristen, oder, wie sie in den USA genannt werden, von "rubber-neckers", "Gummihälsen" - jener Spezies also, die sich den Hals verrenkt, um ja nur alles mitzubekommen. Doch geht es tatsächlich um die Gaffer? Will man wirklich wissen, was sie umtreibt und warum? Schon die Terminologie muß stutzen lassen. Die den Gaffern (selbst schon keine wertschätzende Bezeichnung) Gegenüberstehenden haben, wie die bisherigen Überlegungen zu zeigen versuchten, gar kein Interesse an Gründen und Hintergründen. Für sind Gaffer pervers, krank, kriminell - vor allem aber gefährlich und todbringend. Das Karlsruher Ingenieurbüro für Verkehrstechnik (KIV) hat im Auftrag der BASt (Bundesanstalt für Straßenwesen) Notärzte, Rettungssanitäter und Einsatzkräfte von Hilfsorganisationen (insbesondere von Feuerwehr und DRK) befragt. Danach sind knapp 16 Prozent aller Rettungseinsätze durch Schaulustige beeinträchtigt worden, 2 Prozent sogar erheblich. Jedes sechste Unfallopfer gerät durch Schaulustige in zusätzliche Gefahr, weil die Rettung verzögert wird. In der Hochrechnung kommt das KIV bundesweit (alte Länder) auf rund 60.000 durch Zuschauer verzögerte oder behinderte Rettungseinsätze. Michael Riehl, Generalsekretär des Berufsverbandes für den Rettungsdienst, zieht daraus den Schluß, daß einige der 11.248 Unfalltoten des Jahres 1991 noch leben könnten, wenn die Gaffer den Einsatz nicht behindert hätten (vgl. Kneissler 1992:38).

Gaffer, so die einfache Linie der Argumentation, kosten Menschenleben. Aber sie kosten auch Geld. Nach Berechnungen des ADAC beliefen sich 1990 die gesamtwirtschaftlichen Unfallkosten auf mindestens 43 Mrd. DM. In die Berechnung gehen Personenschäden, Sachschäden und Ausfallkosten, auch in Form von Zeitverlusten, ein. Die Zurechenbarkeit der durch Gaffer verursachten Zeitverluste ist kaum möglich, doch zeigen grobe Schätzungen zumindest Richtwerte. So registrierte 1991 die Bundesmeldestelle für den Verkehrswarndienst 136 überregionale Staus durch Schaulustige. Der ADAC ermittelte, daß sich ein typischer "Gaffer-Stau" mit rund 2000 Fahrzeugen und 3000 Insassen im Durchschnitt nach einer Stunde aufgelöst hat, so daß pro Stau 3000 Std. Zeitverlust entstehen. Bei einem fiktiven Stundenlohn

von 15 DM gehen der Volkswirtschaft 450.000 DM pro Stau verloren. Der Gaffer als Volks(wirtschafts)schädling?

Der logische Schritt als Zwischenschritt:

Wo uns soviel Böses widerfährt, ist dies schon gerechter Rache wert! Was also liegt näher, als die Kranken, Abartigen, Perversen, Asozialen, Widerlinge und Volks-schädlinge der Ausmerzungen anheimzugeben. Man beginnt ganz sachte, sozusagen testhalber: Mit dem C-Rohr solle man draufhalten und rote Farbe in die Meute der Gaffer spritzen, "damit man das sechs Wochen später noch sieht" (so ein DRK-Helfer, zit. nach Kneissler 1992:38). Recht so! Erst Farbe als Kainsmal, dann Aufnäher: "PG" (perverser Gaffer). Ein Helfer des THW empfahl, immer einen Bergepanzer mitzuführen. "Ich würd' einfach eins von dene Autos plattmache, Du sollst ma' sehe wie die fotmache täte..." (Interview mit dem Autor). Da klingt Matthias Rothkegel geradezu wie ein humanistischer Pädagoge, wenn er jeden Gaffer zu einem Erste-Hilfe-Kurs verdonnern möchte, damit ihm bei "den Wund-echtaufnahmen ... das Gaffen vergeht ... und er sich beim nächsten Unfall nicht rausreden (kann), er hätte ja nicht helfen können" (zit. nach STERN 41/1992:9 "Briefe").

Der fünfte Schritt:

Bei Einsatzkräften und mehr noch bei Vorgesetzten und Verantwortlichen setzt sich das neue, auf Pathologisierung und Kriminalisierung zielende (vgl. "Messer im Wasser... 1994:39) oder die Medien verteufelnde Feindbild allmählich durch. Eine Reihe von Äußerungen von Helfern und offiziellen Vertretern deutet in diese Richtung. Für Wolfgang Kenneweg vom Deutschen Städtetag scheinen Schuld und Moral klar verteilt, Ursache und Wirkung klar zurechenbar zu sein: "Das Fernsehen ist verantwortlich dafür, daß Menschen heute schamloser gaffen als früher"; im Reality-Fernsehen, so Kenneweg weiter, werde das Unglück anderer Menschen zu einem Spektakel herabgewürdigt (zit. nach WESER KURIER Nr. 127 vom 09.07.1994:25).

Ein Blick in die Geschichte läßt zu anderen Schlüssen kommen. Das Spektakel, das Schauspiel, sollte genau dies leisten: dem Schicksal anderer zuschauen können, um sich erschauern (auch darin steckt "schauen"), mahnen, belehren und ergötzen zu lassen. Aber nicht nur das aristotelische Theater bot den Zuschauern bewußt und gewollt die Modelle zur Identifikation mit den Schicksalen, die auch den Zuschauern

widerfahren könnten, sondern auch die Erben des Theaters, Film und Fernsehen. Kennewegs Schlußfolgerung ist schon allein deswegen unhaltbar, weil Menschen lange vor jedem Fernsehen gegafft, also mit (vor Staunen) offenen Mündern auf Ereignisse starrten, die ihre Blicke in Bann schlugen.

Doch Kenneweg geht weiter. Er macht das Fernsehen dafür verantwortlich, daß Menschen heute schamloser gaffen als früher. Auch hier hätte ein Blick in die Geschichte belehren können. Die Medien des gebannten Starrrens heißen nicht nur Theater, Film und Fernsehen. Auch die öffentliche Darstellung der sakralen wie säkularen Mächte bedienten und bedienen sich der Schaulust. Von jeher war Schaulust das notwendige Gegenüber der Inszenierungen von Herrschaft. Wer die Geschichte der öffentlichen Inszenierung der Strafausübung als Ausdruck für Macht und Herrschaft verfolgt, der wird schnell erkennen können, daß Scham während des Mittelalters, während öffentlicher Hinrichtungen und Inquisition, etwas ganz anderes bedeutete als heute. Zu jeder Zeit besitzt Scham ihre eigene Bedeutung samt zugehöriger Äußerungsformen; schon deswegen ist es sehr schwer, über die Zeiten hinweg eine Zu- oder Abnahme feststellen zu wollen. Auch heute schämen sich Menschen, aber sie tun es in anderen Zusammenhängen und auf andere Weise. Was man jedoch feststellen kann, ist eine Reduzierung der Schamhaftigkeit, die mit der Binnenverfriedlichung von Gesellschaft korrespondiert. Gesellschaften, die z.B. uneheliche Kinder nicht mehr öffentlich brandmarken, bringen auch das moralische Erfordernis, sich deswegen schämen zu müssen, zum Verschwinden. Doch sind wir deshalb schamloser geworden? Würden wir Heutigen uns nicht vielmehr schämen, wenn wir, inmitten von Paris, inmitten frenetisch Jubelnder, der Enthauptung von Monarchen und Regierenden zusehen müßten? Und schämen wir uns heute nicht, wenn unser Kind bei Tisch, gar in vornehmer Gesellschaft, rülpst und furzt? Noch vor weniger als 400 Jahren schämte sich deswegen niemand, es war gang und gäbe. Sind wir nicht vielmehr schamhafter geworden?

Was Kenneweg meint, aber als populistische Denunziation verpackt, ist ein verändertes Verhalten bei der Befriedigung menschlicher Schaulust. Dies jedoch ist ein komplexer Veränderungsprozeß, der sich nicht mit dem Kurzschluß in Richtung Fernsehen zum Ausdruck bringen läßt. Im Gegenteil, der Kurzschluß animiert zur Vorurteilsbildung und darüber zur Vernebelung von Wirklichkeit statt zu ihrer Erkenntnis. Klaus Schäfer, Amstleiter der FW Dortmund, fiel dieser Vorurteilsbildung anheim. Er verstieg sich auf der Fachmesse Interschutz 1994 in seinem Fachvortrag dazu, Schaulustige und ihr Verhalten zum logischen Endpunkt einer grundsätzlich falschen Gesellschaftsentwicklung zu deklarieren: "Wir sind in Deutschland auf dem

Weg in einen kollektiven Freizeitpark, in dem jeder tut, was er will - meistens ohne Rücksicht auf andere" (ebenfalls nach WESER KURIER Nr. 127 vom 09.07.1994:25). Ja, das kommt an. Inmitten der Heerscharen von Drückebergern, Faulenzern, Schwarzarbeitern und Sozialleistungen Abzockenden läßt sich eine weitere Spezies des homo asocialicus ausmachen: der rücksichtslose Ellenbogenmensch, das vergnügungssüchtige Charakterschwein, dem Gesellschaft nur noch Freizeitpark ist, in dem man nicht anpacken, nicht helfen, nicht solidarisch sein braucht, sondern nur noch Maulaffen feilhält.

Manche Feuerwehrleute, manche ehrenamtlichen Helfer, vielleicht auch manche Polizisten mögen dies gern hören. Sie haben in gewisser Weise Recht. Sie sind ja in der Tat diejenigen, die die Ärmel aufkrempeln und zu jeder Tages- und Nachtzeit, bei jedem Wetter und unter widrigsten Umständen ihre Gesundheit und sogar ihr Leben riskieren, um dem Nächsten, und sei er noch so fremd, in der Not Hilfe zu leisten. Wir alle danken es ihnen schlecht. Die hehren Worte der Sonntagsreden wiegen den Beitrag nicht auf, der hier für uns alle geleistet wird. Deswegen aber umgekehrt den Mangel an Anerkennung und Würdigung dadurch ausgleichen zu wollen, daß man pauschal entwürdigt und die Möglichkeit wechselseitiger Rücksichtnahme aberkennt, produziert das Problem mit, das man beklagt. Die Abziehbilder des Denunziatorischen, die die Gesellschaft in Rücksichtslose im Freizeitpark und in Helden des Helfens scheiden, zeigen nämlich vor aller Wirklichkeit nur die Behauptung von Wirklichkeit. Wie im Fernsehen ersetzt ein Bild die Empirie und eröffnet den Erfahrungsfaulen die Chance, Vorurteile als Wirklichkeit ausgeben zu können.

Schäfers Behauptungen füttern aber nicht nur Erfahrungsfaule und munitionieren geschwätzige Wichtigtuer. Die Sache ist schlimmer. Wer sich die Mühe macht und hinsieht, der wird sich angesichts von Millionen, die für ihr Auskommen hart arbeiten müssen und angesichts einiger Millionen, die arbeitslos sind und/oder in Armut leben (vgl. Zwick 1994), ohne kriminell zu werden oder sich Sozialleistungen zu erschwindeln, schämen, von einem Freizeitpark Deutschland zu faseln (vgl. Alheit u.a. 1994). Und wer sich der Mühe unterzieht, Gesellschaft zu ergründen, der wird feststellen, daß das komplizierte Räderwerk einer arbeitsteilig ausdifferenzierten Industriegesellschaft ohne ein Höchstmaß gegenseitiger Rücksichtnahmen gar nicht funktionieren könnte.

Die Wirklichkeit straft Schäfers Behauptungen Lügen. Wir leben keineswegs in einem kollektiven Freizeitpark, im Gegenteil, die reale, für Muße verfügbare Freizeit

nimmt sogar ab. Immer mehr Leistungen werden aus dem Arbeitsprozeß herausrationalisiert und in unbezahlte, individuell zu erbringende Gratis-Vorleistungen verwandelt. Menschen, die z.B. ihre Bankgeschäfte nicht selbst am Computerterminal verrichten können, entbehren nicht nur der Teilnahmebedingung "Computerkenntnis", sie müssen, sozusagen als Strafe, ihre Unfähigkeit zur unbezahlten Bankmitarbeit auch noch durch höhere "Service"gebühren abgelden (und damit mehr verdienen = weniger Freizeit). Und diejenigen, die aufgrund steigender Produktivität nicht "freigesetzt" werden, müssen die veränderten Belastungen wachsender Arbeitsintensität aushalten sowie über beständig steigende Steuern und Abgaben direkt und indirekt für die Kehrseiten des Produktivitätsfortschritts aufkommen. Die Probleme türmen sich: Arbeitslosigkeit, Staatsverschuldung, Finanzierungskrise der Renten und des Gesundheitswesens, Pflegeversicherung... aber weit und breit kein Freizeitpark. Wer dagegen den Freizeitpark glaubt (oder gern glauben möchte), der sieht keine Probleme, sondern nur Problememacher (eben jene Rücksichtslosen in der sozialen Hängematte im Freizeitpark Deutschland). Der muß dann auch keine Probleme analysieren und bearbeiten, sondern nur die trouble-maker zum Abschluß freigeben (Motto: Ausländer raus, Arbeitslosengeld streichen, Schaulustige bestrafen...). Ein paar Verrückte, die wirklich schießen oder zündeln, haben sich bislang immer gefunden...

Der sechste Schritt:

Schäfers Methode bewirkt, gewollt oder nicht, antiaufklärerische Tücke. Insofern sind Biedermänner auch Brandstifter. Subjektiv haben sie es nie sein wollen, doch wollten sie der Wirklichkeit auch nicht so konsequent auf den Grund gehen, daß man hätte Konsequenzen ziehen müssen. Das Bohren dicker Bretter macht Mühe und ungelöste Probleme beschämen Intelligenz und Moral. Da entlastet das Vorurteil auf doppelte Weise. Wer verbohrt bleibt, muß nicht bohren und wer keine Probleme sieht, muß auch keine Lösungen entwickeln und darüber wirklich zeigen, wie weit es mit Intelligenz und Moral her ist. So bleibt man ungeprüft - und unbeschämt - zumindest in den Kreisen, die die eigenen Vorurteile teilen.

Auf Dauer vermag solche Entlastung nicht zu tragen. Probleme verschwinden nicht dadurch, daß man ihre Ursache mittels falscher Kausalität anderen in die Schuhe schiebt (wie z.B.: das Fernsehen verändert das Schamgefühl). Zudem kehrt die List der Entlastung als Überlastung in den Bewährungsmomenten der Einsatzsituation zurück. Gerade im Umgang mit Schaulustigen und Katastrophen-Touristen zeigt sich diese Kehrseite ganz unverstellt: Das Zerrbild im Kopf verführt dazu, die Neugierigen

als willkommenes Ventil zu nehmen, über das man Dampf ablassen kann. Sie darf man anschreien, sie sind letztlich schuld, wenn man zu spät kam oder vor Ort etwas nicht klappte. Sie haben behindert, verunsichert, nervös gemacht. Auf sie läßt sich jedes Versagen mit der Chance auf allgemeines Kopfnicken abwälzen. An ihnen kann man sich risikolos und scheinbar zu Recht auslassen, sie sind für die Sündenbockfunktion wie geschaffen.

Doch wie im Großen, so im Kleinen. Die wirklichen Probleme werden nicht gelöst. Zwar mag man sich auf allen Hierarchieebenen im Feindbild einig sein, aber diese Einigkeit verfliegt, sobald die Hierarchie selbst zum Probleme wird und die hausgemachten Fehler zum Vorschein kommen. Auch reduziert das Anschreien von Zuschauern nicht den Einsatzstreß, höchstens die momentane Adrenalinspitze. Die Fehler bei der Einsatzabwicklung mögen von Zuschauern verschärft werden, verursacht wurden sie von ihnen nicht. Man komme an dieser Stelle nicht mit dem bereits Erwähnten. Daß Gaffer aufgrund ihres Gaffens Staus und Folgeunfälle herbeiführen, volkswirtschaftlichen Schaden anrichten und im Extremfall sogar Hilfe vereiteln und Rettungschancen zunichte machen, läßt sich, und dies ist der entscheidende Punkt, genausogut als Folge wie als Ursache deuten. Ich komme damit, nach sieben Schritten und einem Zwischenschritt, auf die Gegenfahrbahn:

1. Die Kenntnisse der Einsatzkräfte und Praktiker über Schaulustige und ihre Motive sind derart gering, daß sich Beurteilungen, gar Urteile verbieten müßten.
2. Die dennoch gefällten Urteile erweisen sich allesamt als Vorurteile, die weitgehend die emotionalen und psychischen Bedürfnisse der Urteilenden befriedigen, aber nicht der Situation gerecht werden.
3. Vorurteile und die von diesen verstellte Einsatzerfordernisse verhindern ein wirksames Zuschauer-Management. Sie machen damit die Neugierigen erst zu dem, was man lauthals beklagt: ein "unlösbares" Problem.
4. Die beharrlich wiederholte Zuschauer-Verteufelung entlastet emotional kurzfristig und eröffnet schnelle Koalitionen. Man ist sich über einen gemeinsamen Feind einig, was davon ablenkt, im eigenen Hause nach besseren Lösungen suchen zu müssen. Wenn andere für Fehler verantwortlich gemacht werden können, ist man selbst untadeliger.
5. Darüber wird übersehen, daß die Fortsetzung der Verteufelung zwangsläufig in soziale Feindschaft mündet, statt zu Bewußtsein zu bringen, daß die, die heute gaffen, morgen die Begafften und übermorgen die Helfenden oder zumindest die Mithelfenden sein könnten.
6. Eine derart positiv veränderte Perspektive auf Gaffer wirkt auf viele schreckend. Es müßten liebgewordene Denkschablonen aufgegeben, nach grundsätzlich neuen Umgangsformen gesucht, integrative und kooperative Arbeitsformen im Umfeld des Einsatzortes entwickelt und das zunehmend tiefer eingeschliffene "Beritts-Denken", mit dem man "seinen" Einsatz gegen Konkurrenz abschirmt, abgebaut werden.

Der siebte Schritt und der erste in eine neue Richtung.

Die Ausgangsüberlegung ist denkbar einfach: Was machen wir mit den Zuschauern, wenn wir sie ohnehin nicht verhindern können? Gewiß, es gibt darauf viele Antworten. Manche resignieren, manche bilden Aversionen und Agressionen aus, manche ... siehe oben. Das einfachste wäre jedoch, wir änderten unsere Sichtweise. Sind die sogenannten Gaffer nicht zuvörderst Menschen? Und liegt es nicht auch an uns, welche Seiten des Menschseins beim "Gaffen" zum Vorschein kommen? Warum sollte die alte Weisheit: "Wie man in den Wald ruft, so schallt es zurück!", nicht auch in diesen Fällen zutreffen?

Kehren wir also unsere Sichtweise um. Fragen wir nicht, was die Zuschauer machen, fragen wir zuerst, wozu wir die Zuschauer machen? Oder konstruktiv gewendet: Warum machen wir sie nicht einfach zu Mithelfenden?

In der Theorie sind alle Bürger potentiell das kleinste, aber wichtigste, weil erste Glied in der Rettungskette. Sämtliche Untersuchungen über Unfälle und Katastrophen belegen, daß die ersten Hilfs- und Rettungsmaßnahmen immer von den Betroffenen selbst und von zufällig am Ereignisort befindlichen Personen durchgeführt werden. Tatsache ist also, daß sich das Gaffen erst einstellt, wenn sich Hilfe abzeichnet.

Für ein effektives Zuschauer-Management vor Ort käme es somit darauf an, den Schritt zum passiven Zuschauen-Können möglichst lange hinauszuzögern und sozial so zu gestalten, daß eine allgemeine Moral des "Bitte-Vor-Ihnen" entsteht.

Die Anstandsregel des "Bitte-Nach-Ihnen", wie sie beim Zugriff auf gereichte Speisen, beim Eintritt in Räume etc. zum Zuge (und wohl auch aus der Mode) kommt, reguliert nicht nur Zugriffs- und Zugangschancen, sondern auch Risiken. Ohne solche Regeln verändern sich die Fließgeschwindigkeiten aller Beteiligten (der Sturm aufs Buffet, die Drängelei zur Tür) bis hin zur gegenseitigen Schädigung.

An Unfall- und Katastrophenorten passiert etwas vergleichbares, wenngleich hier eine grundsätzlich andere Variante der "Bitte-Nach-Ihnen"-Regel zur Wirksamkeit gelangt: Unausgesprochen gibt jeder jedem den Vorrang, so daß langsam eine Sozialdynamik entsteht, die es dem Einzelnen immer schwerer macht, vor aller erwartungsvoll gespannten Blicke zu treten und zu helfen. Gewollt oder nicht ver-

schärfen die Einsatzkräfte die stillschweigende "Bitte-Nach-Ihnen"-Regel des Publikums durch ihr Hilfe-Ethos: "Lassen Sie mich mal, wir machen das schon!"

Die massiv vorgetragene Einsatzpraxis begünstigt damit nicht nur die "Bitte-Nach-Ihnen"-Haltung des Publikums, sondern begrenzt auch dessen Chance, das erforderliche "Bitte-Vor-Ihnen" als Tugend und als Initiative zur schnellen Hilfe entwickeln und die dazu erforderliche Fertigkeit auch einüben zu können. Im Endeffekt wird dadurch das erste Glied der Rettungskette zerstört.

Der achte Schritt und der zweite in eine neue Richtung.

Nicht nur unser Blick auf zuschauenden Menschen muß sich ändern, auch unser Blick auf Hilfe. Die Vorstellung, daß Hilfe vor Ort vor allem zupackende Hilfeleistung sein sollte, ist schlichtweg borniert. Auch hier zeigen die Untersuchungen von Unfällen und Katastrophen, daß zwischen dem, was Einsatzkräfte als Hilfe definieren und dem, was Betroffene als hilfreich empfunden haben, Welten liegen (vgl. Clausen/Dombrowsky). Was geht in Einsatzkräften vor, die das hingebungsvolle Zuhören einer Hausfrau, Streicheln und Trösten, Beten oder gemeinsames Singen (wie in Zeebrügge) mit "Weiberkram" abtun? Was geht in Einsatzkräften vor, die eine Jugendgruppe als "störend" verjagen wollten, weil sie mit den Kindern der Betroffenen spielten und sie dadurch wunderbar beschäftigten?

Und was ist schließlich von einer Hilfe zu halten, die sich auf ganz andere als die gewohnte Weise niederschlägt? So haben sich z.B. die kommunalen Einnahmen im Katastrophengebiet von Mount St. Helen (Washington, USA) durch sogenannte "Katastrophen-Touristen" mehr als verzehnfacht. Die Besucher übernachten, kaufen Souvenirs, gehen essen, einkaufen und tanken. Die bei uns so gescholtenen und für ökonomische Verluste verantwortlich gemachten Katastrophen-Voyeure werden in den USA als Kunden gesehen und als Gäste behandelt (vgl.).

Aber nicht allein langfristige wirtschaftliche Aufschwungeffekte können durch Katastrophen-Tourismus entstehen, sondern auch kurzfristige, für ein effektives Zuschauer-Management hilfreiche Möglichkeiten. In den USA ist es nicht ungewöhnlich, Katastrophengebiete speziell für Besucher herzurichten. Ein großes Areal um den Mount St. Helen ist zum "National Disaster Monument" erklärt und wie ein Freizeitpark organisiert worden. Es gibt Aussichtspfade, Photographierplattformen, Ruhe- und Picknickplätze und zahlreiche Informationsmöglichkeiten. Sie belehren über das Ereignis selbst, die Renaturierung, die Gefahren durch Vulkanismus, die

Rettungsmaßnahmen und die Opfer. Man kann Videos vom Vulkanausbruch, aber auch kleine Glasamphoren mit "Helen's Ashes", T-Shirts ("I survived Helen") und anderen Schnickschnack kaufen.

Bei anderen Schadensereignissen, wie z.B. bei Three Mile Island, gab es ebenfalls schon nach wenigen Tagen T-Shirts mit dem Aufdruck "Kiss me, I radiate" oder Baseball-Mützen mit aufgestecktem, federndem Atom-Molekül. Es gab Spirituosen mit speziellen Aufdrucken (z.B. "Coolant Water" oder "AntiNucohol") und natürlich jede Menge Sticker, Arm- und Halsringe, die im Dunkeln leuchteten. In Texas, wo Tornados eine häufige Naturgefahr sind, kann man den "Texas Twister" kaufen, einen kleinen Plexiglasbecher mit einer speziellen Flüssigkeit, in der sich bei rotierendem Schütteln ein wundervoller kleiner Tornado bildet.

Um Mißverständnisse zu vermeiden: Dies alles ist weder neu, noch auf die USA begrenzt. Untergangsdevotionalien sind auch in Europa verbreitet. Pompeji und die Titanic sind Markenzeichen. Selbst die Teile eines in den Bodensee abgestürzten Flugzeuges wurden zum Fang für Souvenirjäger. Der Bürgermeister von Kröv kopierte die Mt. St. Helen-Idee und ließ Erde vom abgesprengten Hang in Erinnerungstüten verkaufen. Ob man sich nun Muscheln vom Mittelmeer oder Staub von St. Helen mitbringt, was ist der Unterschied? Dadurch wird das Leiden der Betroffenen nicht zum Spektakel herabgewürdigt und schon gar nicht verschlimmert. Schauen wir lieber auf das Wesentliche: Wenn wir darin übereinstimmen, daß Zuschauer nicht zu vermeiden sind, warum sollten sie dann nicht in erster Linie als Menschen und in zweiter Linie als Besucher, in dritter Linie als solvente Kunden und in vierter Linie als potentielle Mithelfer betrachtet und behandelt werden?

Die Vorteile einer solchen Sicht liegen m.E. auf der Hand. Werden Menschen als Gaffer, Perverse, Neurotiker, Störer, Kriminelle und Volksschädlinge behandelt, schalten sie zwangsläufig auf "stur". Es kommt genau das zurück, was man hat spüren lassen. Auch die Folge solcher Interaktion kennen wir. Die "Klappen gehen runter", die so Behandelten "machen dicht". Jede Aufforderung, Anweisungen Folge zu leisten ist dann letztlich nur die Chance, in gleicher Münze heimzahlen zu können. Wir sollten daher Menschen wie Menschen behandeln und ihnen zeigen, daß wir für ihre Motive Verständnis haben. Wir sollten sogar die Initiative ergreifen und ihnen dabei helfen, das zu bekommen, was sie wollen. Im Alltag ist und die integrative Dynamik von Geben und Nehmen vertraut, warum sollte sie nicht auch zum Zuschauer-Management taugen?

Die Dynamik von Geben und Nehmen besteht darin, daß jedes Geschenk auf positive Weise in Schuld setzt. Der Beschänkte möchte nicht als Schmarotzer und Knicker gelten, also gibt er zurück. Man stelle sich einmal vor, man hätte unmittelbar nach dem Tanklastwagen-Unfall in Herborn mit Trassenband einen Besichtigungspfad abgesteckt, hätte Kaffee und Kuchen verkauft, und einen Photostand eingerichtet, an dem sich die Besucher in einem Erinnerungsrahmen hätten ablichten lassen können. Die Hälfte der Einnahmen wäre an die Opfer gegangen, auf der Hälfte des Besichtigungspfades hätten die Hilfsorganisationen einen gemeinsamen Info-Stand betrieben, bei dem sie den Zuschauern kurz und unaufdringlich Zweck und Sinn von Hilfe, auch von Mithilfe hätten nahebringen und ein paar Bemerkungen zum Verhaltenskodex eines pietätvollen Gaffens einstreuen können. Das Ergebnis? Rundum erstaunte und verblüffte Menschen. Ihre Verwunderung hätte ihr Herz und ihren Verstand geöffnet. Sie hätten, statt sich verteufelt fühlen zu müssen, sich und ihre Rolle reflektieren und sich so zurückverhalten können, wie man ihnen begegnet ist: freundlich, hilfsbereit, gewährend und verständnisvoll.

Der neunte Schritt und der dritte in eine neue Richtung.

Nun soll kein Romantizismus der Gafferseligkeit beschworen werden. Im Angesicht von Leiden und Sterben Eiskrem zu schlecken und lauthals über die Überlebenschancen von Opfern zu spekulieren, ist und bleibt so obszön wie unverschämt. Ich versteige mich auch nicht zu der Utopie, daß aus allen Neugierigen mitfühlende Menschen und potentielle Mithelfer werden. Vielmehr werbe ich für die Idee, das Unvermeidliche mit geringstmöglichem Mitteleinsatz so in den Griff zu bekommen, daß der Einsatzauftrag optimal erfüllt werden kann. Dies letztlich ist die zu lösende Management-Aufgabe: Mit verfügbaren Mitteln die meisten so schnell wie möglich zu retten, nicht, sich um Gaffer kümmern zu müssen.

Wenn man also keine Hand entbehren kann, erscheint es nur vernünftig, soviel zusätzliche Hände einzuwerben, wie man brauchen kann, statt die eigenen Kräfte durch Absperrmaßnahmen und unterqualifizierte Ordnungsfunktionen zu verschleißeln. Diese Aufgaben sollte man einfach an die Zuschauer delegieren. Man gebe leuchtende Armbinden aus und mache eine geeignete Anzahl Umstehender zu Hilfssheriffs mit der Aufgabe, Trassenband zu spannen und den Einsatzort abzusperren. Man rufe zu Einsatzbeginn ein Abschleppunternehmen an und beordere es an den Einsatzort (verblüffend schnelle Wirkung!). Vor allem aber schaffe man Bewegungsraum für Zuschauer. Es gehört bereits in die vorgängige Einsatzplanung, klar getrennte Bereiche abzustecken: Zuwegungen für die Einsatzkräfte, auf denen sonst

niemand etwas zu suchen hat und Straßenzüge für Neugierige. Die Neugierigen verhalten sich vernünftiger als man erwartet, vor allem dann, wenn sie merken, daß man sie akzeptiert. Dadurch eröffnet sich die Chance, mit ihnen ad hoc kooperieren zu können.

Der zehnte Schritt und der vierte in eine neue Richtung.

Auch wenn Kooperation gelingt, wird es immer noch genügend Menschen geben, die über die Rolle des Gaffers oder gar des schadenstiftenden Störer nicht hinauswachsen können oder wollen. Dieser kleine Personenkreis muß sanktioniert werden. Bleibt bei ihnen die Sanktion aus, zerstört man die Chance auf gute Sitten bei denen, die kooperieren. Insofern kommt man um kräftebindende Nebentätigkeiten nie ganz herum - sie lassen sich nur minimieren.

Weit problematischer als die Sanktionierung der situativ Unbelehrbaren ist jedoch die Erzeugung von Mores, von sozial akzeptierten Normen der Schaulust. Wie wächst eine Prosozialität, die das neugierige Zuschauen bei Unfällen und Katastrophen so bändigt, daß die Würde der Opfer nicht verletzt, Rettungschancen nicht beeinträchtigt und Hilfskräfte nicht behindert werden? Ganz sicher sind hier langfristige Prozesse und einige grundlegende Bestimmungsgrößen in den Blick zu nehmen.

Der sogenannte Gaffer ist kein asoziales Wesen. Im Gegenteil, er will Dabei-Sein, am Geschehen teilnehmen. Anders als über die Medien bedeutet das Dabeisein Authentizität. Man hat es selbst erlebt, ist Zeitzeuge. Darin kommt auch die Kehrseite unserer Individualisierung zum Ausdruck. Obgleich die Welt immer kleiner wird, uns die Nachrichten zeitgleich mit allen Ereignissen dieser Welt verbinden können, gibt es dennoch immer weniger Momente, bei denen wir wirklich dabei sind. Von daher geben außergewöhnliche Ereignisse im ganz simplen Sinne die Chance, auch einmal dem Außergewöhnlichen, Nichtalltäglichen beiwohnen zu können. Dabei verjagt zu werden, wird notwendig als eine Form des Raubs angesehen. Man wird der authentischen Teilhabe beraubt.

Es geht aber nicht nur um Teilhabe am Außergewöhnlichen. Es geht auch um ein Gefühl, das Michael Balint als "Angstlust", besser: als "Thrill" beschrieben hat. Das Furchtbare, Grauenhafte, Schreckliche ist nicht ausschließlich furchtbar, grauenvoll und schrecklich. Der Blick in den Abgrund, die Fahrt mit der Achterbahn, der Bungee-Sprung - das alles schreckt, aber zugleich lockt es auch. Die Griechen nannten

dies das mimetische Prinzip. Von Medusa konnte man den Blick nicht wenden, so sehr man sich anstrenge. Ja, je mehr man sich mühte, desto gebannt schaute man hin. Darum erstarren die Zuschauer - und starren. Und sie starren zu Recht. Wann schließlich sieht man, was uns alle interessiert, aber was wir aus dem Alltag so nachhaltig verbannen? Tod, Gefahr, Scheitern.

Selbstverständlich will niemand selbst scheitern, in Gefahr geraten oder gar sterben. Natürlich hat man dies auch keinem gewünscht, dessen Schicksal sich vor einem als Drama vollzieht. Als anonyme Darsteller vergegenwärtigen die Opfer den Davongekommenen, daß das Leben auch ganz andere Wendungen nehmen kann. Wer einmal die Beobachter beim Beobachten beobachtet, der wird viele Anzeichen für diese ambivalenten Prozesse, für diese Wechselbäder aus Distanzierung und Engagement erkennen können. Wenn z.B. beim Fahrradunfall eines kleinen Jungen gesagt wird: "Oh Gott, oh Gott, ich darf gar nicht dran denken, - wenn das meiner wäre!", und wenn sich dabei die Fäuste ballen, daß die Knöchel ganz weiß werden, dann spürt man, daß hier nicht gegafft wird, sondern sich ein Mensch mit einer Situation auseinandersetzt, die ihn zutiefst erschreckt, vor der er Angst hat und die er dennoch nicht verdrängt und so tut, als könne ihm so etwas nie passieren. Soll man den verhaften oder mit einem Bußgeld belegen?

Nein, Unfälle und Katastrophen sind in Wahrheit die letzten Orte, an denen wir erleben können, daß die Hochsicherheitstrakte unserer Zivilisation, der allumfassende Versicherungsschutz und alle Rettungssysteme, nicht davor bewahren, daß das Leben von einer Minute auf die andere ins Unglück zu kippen vermag. Insofern ermöglicht erst Schaulust Innewerden und Katharsis. Wir sollten nicht auch noch diese Möglichkeit der Wahrnehmung entziehen. Vielmehr sollten wir die Chance zum Innewerden vergrößern und sozialverträglich kanalisieren, damit das erste Glied der Rettungskette stärker wird. Dies erfordert eine neue Moral, keine Moral des "Bitte-Nach-Ihnen", sondern der beispielgebenden Initiative.

Dazu gehört auch, daß wir auf sozialzerstörerische Aktivitäten verzichten, wenn es sein muß, sie sogar unterbinden. Ich meine hier ganz besonders die Video-Filmerei bei Unfällen und Katastrophen. Durch die massenhafte Verbreitung von Videoausrüstungen verwandeln sich die passiv Zuschauenden in aktiv ins Geschehen Eingreifende. Der Blick durchs Objektiv verändert die Wahrnehmung und mehr noch die Verhaltensweisen. Auf der Jagd nach lohnenden Motiven findet das Ereignis als solches weder Interesse noch Beachtung. Man kümmert sich um gute Aufnahmen, nicht um die Schicksale, die man ablichten will. Die Folge besteht darin, daß sich die Motivjäger um Pietät und Moral nicht mehr kümmern. Die Linse vor dem Auge macht

glauben, man könne Sonderrechte beanspruchen: Ganz nach vorn dürfen, ganz nahe heran dürfen, anderen den Blick nehmen, weil das Objektiv durch nichts und niemanden verstellt sein darf. Die gewöhnliche Höflichkeit, die kleinen Menschen die Chance einräumt, vorn stehen zu dürfen und die so eine Art Ordnung und ein Arrangement der Zuschauenden herstellt, wird durch die Motivjäger zerstört. Wenn die mit Kameras alles dürfen, warum soll ich dann zurückstehen. Es dankt niemand und es belohnt niemand. Die Videoausrüstung zerstört so die Gesittetheit des respektierenden Zuschauens. Von daher sollte jedes Zuschauer-Management damit beginnen, die Videofilmer und Knipser freundlich herauszugreifen (oder mit Lautsprecher ausrufen lassen), um sie als Dokumentarfilmer sofort zu verpflichten. Sie müssen an zugewiesenen Stellen filmen und danach den Film abgeben. Es wird nicht lange dauern, bis immer weniger Kameras auftauchen und die alte Sitte der Zuschauerhöflichkeit zurückkehrt. Auf dieser Höflichkeit läßt sich aufbauen und Kooperation beginnen.

Literatur

Alheit, P./Völer, S./Westermann, B./Zwick, M.: Die Kehrseiten der Erlebnisgesellschaft. Werkstattberichte des Instituts für angewandte Biographie- und Lebensweltforschung (IBL) der Universität Bremen, Bd. 1, Bremen 1994

Clausen, L.: Produktive Arbeit, Destruktive Arbeit. Ein neuer Ansatz einer arbeitssoziologischen Analyse. Kurseinheit der FernUniversität Hagen. Hagen 1988

Clausen, L./Dombrowsky, W.R.: Zur Hilfe bereit... Motivationsstrukturen im Katastrophenschutz. Bonn: BZS 1987

Clausen, L./Dombrowsky, W.R.: Die Einplanung spontaner Hilfen bei lokalen Katastrophen am Beispiel der schleswig-holsteinischen Schneekatastrophen, Abschlußbericht, Kiel 1982 (unveröff., 360 Seiten)

Dombrowsky, W.R.: Katastrophe und Katastrophenschutz. Eine soziologische Analyse. Wiesbaden: DUV 1989

Holbein, Ulrich: "Von den Wonnen des Voyeurs. Ein Plädoyer für den Voyeurismus als Lebensform", DIE ZEIT Nr. 39 vom 19.9.1991:75

Kneissler, M.: "Die Lust am Gaffen", STERN 39/92 (17.09.1992):36-40

Laplanche, J./Pontalis, J.-B.: Das Vokabular der Psychoanalyse, Bd. 1, Frankfurt/M. 1972

Maußhardt, Ph.: "Mund und Augen auf. Zum ersten Mal erhielten Gaffer fürs Zuschauen bei einem Busunfall Bußgeldbescheide", DIE ZEIT Nr. 37 vom 09.09.1994:22

"Messer im Wasser. Weil Katastrophentouristen Rettungsdienste und Polizei immer öfter bei Einsätzen behindern, erwägen Politiker ein Gesetz gegen Gaffer", DER SPIEGEL 44, 1994, 2 (10.01.1994):39

Wegener, C.: Reality-TV. Fernsehen zwischen Emotion und Information. GMK Schriftenreihe Bd. 7, Opladen: Leske & Budrich 1994

WESER KURIER Nr. 127 vom 09.07.1994:25 "Gegen Gaffer ist kein Kraut gewachsen. Interschutz '94: Katastrophentourismus nimmt zu"

WESER KURIER Nr. 300 (49. Jg.) vom 23.12.1993:1, 12: "Nasse Füße schrecken nicht. In Köln wollen Tausende den Rhein über die Ufer treten sehen"

Zwick, M. (Hg.): Einmal arm, immer arm? Neue Befunde zur Armut in Deutschland. Frankfurt/M., New York: Camous 1994